

4.



Die Sonne stieg über dem Wasser auf und tauchte die Bucht in rötliches Licht, feine Nebelschleier hoben sich wie Gespinst. Mit einem satten Geräusch schlugen die Wellen an die Schiffsplanken. Es war noch früh, doch es schlief niemand mehr an Bord der *Minerva*. Nicht an diesem Morgen, an dem die Reise enden sollte.

Botany Bay, die Bucht der Botaniker, wie sie einst von Captain Cook genannt worden war, gehörte zum Schönsten, das Moira je gesehen hatte. So weit sie schauen konnte, erblickte sie hohe Bäume, die Äste wie Arme mit grünen Blätterbüscheln in den wolkenlosen Himmel gereckt. Das Herz wurde ihr weit. Vogelgesang erfüllte die Luft, und sie konnte einen fremdartigen Geruch riechen – würzig, aromatisch, ein wenig wie Minze. Eukalyptus, hatte ihr Captain Salkeld vorhin erklärt.

Alle anderen Passagiere standen ebenfalls an Deck; trotz der frühen Stunde war es schon so warm, dass sie keine Überkleidung brauchten, und das im Januar. Die Jahreszeiten waren hier auf den Kopf gestellt; wenn zu Hause Winter war, herrschte hier Hochsommer.

»Uuuund Feuer!«

Moira zuckte trotz der Warnung zusammen, als der ohrenbetäubende Lärm einer abgefeuerten Schiffskanone ertönte, mit der man einen Lotsen herbeirufen wollte. Die Rauchwolke über dem Wasser hatte sich schon lange auf-

gelöst, als zwei Männer in einem Boot heranruderten und einer von ihnen an Bord kam.

Die Bucht, in die sie bald darauf segelten, war Port Jackson, der riesige, wunderschöne Naturhafen von Sydney, der tief in das Land eingeschnitten war. Einige kleinere Inseln ragten aus dem Wasser. Als sie eine davon passierten, deren felsiger Uferstrand von Muscheln überkrustet war, ertönten erschrockene Ausrufe: An einem hölzernen Galgen hing ein käfigartiges Gestell, in dem ein halb verwester Leichnam zu sehen war. Einige Fetzen Kleidung flatterten im Wind.

»Ein schöner Willkommensgruß«, murmelte Dr. Price an Moiras Seite.

»Bringt ein paar Sträflinge hinauf!«, hörte man von Zahlmeister Cox. »Sie sollen sehen, was den erwartet, der sich gegen die Krone stellt!«

Eilig leistete man dem Befehl Folge, und schon bald drängten einige Männer an Deck. Moira blickte zu ihnen hinüber; ihr fiel ein Mann auf, der alle anderen überragte, ein rothaariger Hüne von kräftiger Gestalt. Ein seltsamer Ausdruck lag auf seinem grobschlächtigen Gesicht, als er das zerlumpete Skelett erblickte. Dann begriff sie: Er lächelte.

Trotz des schauerlichen Anblicks dort auf der Insel fühlte Moira sich besser als in den Wochen zuvor. Die lange Reise hatte endlich ein Ende. Dabei war es, wie Dr. Price nicht müde wurde zu betonen, eine ausgesprochen kurze und gute Überfahrt gewesen. Seit ihrer Abreise im August, kurz nach Moiras neunzehntem Geburtstag, waren gerade einmal viereinhalb Monate vergangen. Sie waren schnell vorangekommen, und nur drei Sträflinge waren gestorben, von denen zwei schon alte Männer waren – ein Rekord, wenn man von sonstigen Gefangenentransporten ausging.

Alle an Bord, selbst die Sträflinge, waren in aufgeräumter Stimmung, viele lachten und scherzten miteinander. Als die *Minerva* in den Hafen einfuhr, reckten alle die Hälse. Moira klammerte beide Hände um die Reling und konnte sich nicht sattsehen. Dies sollte also ihre neue Heimat werden. Am Hafeneende erhoben sich ein Leuchtturm und ein Flaggenmast, an dem die englische Fahne flatterte. Hinter dem Hafenkai konnte sie Straßen und einige einfache Unterkünfte erkennen, darüber eine bewaldete Anhöhe. Endlich wieder Land, Häuser, Straßen! Moira sehnte sich danach, festen Boden unter den Füßen zu spüren, über grüne Wiesen zu laufen.

Der Captain ließ neben einer Brigg ankern, hinter der noch andere Schiffe lagen, und befahl, die restlichen Sträflinge nach oben zu holen. Ein weiteres Boot brachte einige Herren, die an Bord kamen und sogleich mit dem Captain und den Offizieren unter Deck verschwanden. Danach dauerte es nur wenige Minuten, bis die ersten kleinen Schuppen die *Minerva* umkreisten. Rufe erschollen, Namen wurden gerufen, Satzketzen flogen hin und her. Jeder der Gefangenen wollte der Erste sein, der einen Bruder, einen Onkel oder einen Bekannten, der mit einem früheren Sträflingstransport hierhergekommen war, in einem der Boote entdeckte. Moira kam es vor wie eine einzige große Familienzusammenführung. Sie konnte auch ein paar langgestreckte Kanus erkennen, in denen jeweils zwei oder drei dunkelhäutige Menschen saßen. Ein Kanu hatte neben der *Minerva* angelegt, und zwei Eingeborene kletterten ungeübt an Bord.

Moira bemerkte, dass einige der weiblichen Passagiere schockiert den Blick abwandten, und sah nun erst recht genauer hin. Die beiden Männer waren von dunkler, fast schwarzer Hautfarbe und vollkommen nackt. Der Körper

des Jüngeren war sehnig, der des Älteren kräftig. Beide hatten lockiges schwarzes Haar, das bei dem Älteren bereits ins Graue überging, und trugen punktförmige Tätowierungen am Oberkörper. Als der Jüngere lächelte, konnte Moira sehen, dass ihm die oberen Vorderzähne fehlten.

Es war ein seltsames Land, in das es sie verschlagen hatte. Alles war so neu, so fremd, so unvertraut. Zaghaft lächelte sie zurück und hob eine Hand zum Gruß.

*

Flirrende Hitze lag über dem Hafen, in dem jetzt insgesamt sieben Schiffe ankerten. Der Himmel war von einem grenzenlosen Blau, so intensiv, wie Moira es noch nirgends gesehen hatte. Sie wischte sich ein paar Schweißtröpfchen von der Stirn und lüftete verstohlen den Stoff über ihrem Ausschnitt, der feucht an ihrer Haut klebte. Sie trug ihr leichtestes Musselinkleid, das unter der Brust mit einem hellen Seidenband gerafft wurde, und glaubte dennoch zu zerfließen. Sehnsüchtig blickte sie hinüber zum Land, das so nah und doch so fern schien. Sobald die lästige Verteilung der Sträflinge vorüber war, würden sie endlich von Bord gehen können. Moira hatte einen der wenigen schattigen Plätze unter einem aufgespannten Segeltuch ergattert und fächelte sich Luft zu. Die meisten der anderen Passagiere zogen es vor, in ihren Kabinen zu bleiben, aber Moira konnte das Eingesperrtsein einfach nicht mehr ertragen.

Das Deck war noch nie so voll gewesen wie an diesem glühend heißen Mittag. Ein steter, leiser Geräuschpegel von murmelnden Stimmen, dem Knarren der Taue, dem Scharren von Füßen war zu hören. Seit einer Stunde befanden sich etliche Offiziere des New South Wales Corps von Sydney sowie einige zivile Persönlichkeiten an Bord, die

zur Musterung der Sträflinge gekommen waren. Die roten Uniformröcke der Offiziere wiesen dunkle Schweißflecken unter den Armen und am Rücken auf.

Die weiblichen Gefangenen standen zusammen, die Körper verschwitzt, die Gesichter rot vor Hitze. Das Mädchen, dem Moira die Orange zugesteckt hatte, lehnte in Moiras Nähe an einer Taulolle und betrachtete das Geschehen mit einer Mischung aus Erleichterung und Angst auf seinem farblosen Gesicht. Sie hieß Ann, Ann Hutchinson, wie Moira von Zahlmeister Cox erfahren hatte, und war zu sieben Jahren verurteilt worden, weil sie ihren Dienstherrn bestohlen hatte; ein Tischtuch, wenn Moira sich richtig erinnerte. Zahlmeister Cox, der für die Gefangenen zuständig war, hatte Moira vor wenigen Tagen zugesichert, dass sie Ann als Hausangestellte zugeteilt bekommen würde. Auch Ann selbst war bereits davon unterrichtet worden.

Dichtgedrängt, mit gefesselten Händen, standen die männlichen Sträflinge in drei Reihen an Deck. Die Herren aus Sydney schritten prüfend an ihnen entlang, schauten dem einen oder anderen in den Mund oder in die Augen und stellten Fragen. Trotz der vielen Menschen an Bord war es verhältnismäßig ruhig, die Spannung war fast greifbar. Hier und heute würde sich für viele ihr weiteres Geschick entscheiden.

Ein panischer Aufschrei riss Moira aus ihren Gedanken: Ein hochgewachsener Offizier hatte Ann nach vorne gezogen und sie ebenfalls in die Reihe gestellt.

»Wie alt bist du?«

Ann warf Moira einen angstvollen Blick zu.

»He, Mädchen, ich hab dich was gefragt!«

»Fünfzehn«, stammelte Ann tonlos und versuchte zurückzuweichen.

Der Offizier nickte zufrieden. »Die nehme ich. Schön ist sie zwar nicht, aber wenigstens jung.«

In Anns Augen stand nackte Angst, als sie sich an Moira wandte. »O bitte, Ma'am, lasst nicht zu, dass er mich fortbringt!«

Moira hatte davon gehört, dass viele Offiziere sich die jungen, hübschen Frauen unter den Gefangenen gern als Mätressen hielten. Und Frauen waren Mangelware in Neu-süd-wales. Sie sprang auf.

»Sir«, ging sie entschieden dazwischen, auch wenn ihr Herz laut pochte. »Sie ist bereits mir zugesprochen.«

Der Offizier musterte sie von oben herab, seine silberne, halbmondförmige Halsberge glitzerte in der Sonne. »Das mag ja sein, Madam, aber das Militär hat Vorrang. Ich bin Major James Penrith. Und ich will dieses Mädchen.«

»Sir, bitte!« Wo nur war Cox? »Fragt Zahlmeister Cox!«

»Das Mädchen gehört mir.« Major Penrith ergriff Anns Arm.

Ann schrie auf, als hätte er sie mit einem Messer gestochen, dann riss sie sich los und fiel vor Moira auf die Knie. »Bitte, Ma'am«, schluchzte sie. »Lasst mich nicht mit ihm gehen. Ich werde auch alles für Euch tun!«

Moira schluckte. Da hatte sie etwas angefangen ... »Bitte, Major, wenn Ihr Euch einen Augenblick gedulden könntet? Ich muss Zahlmeister Cox suchen!«

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern drehte sich um und eilte, so schnell es der Anstand und die Enge erlaubten, über Deck und durch die Reihen der Gefangenen, von denen sie nicht wenige mit anzüglichem Grinsen bedachten, wenn auch niemand Anstalten machte, sie zu berühren.

Da, endlich! Cox stand, ein paar Papiere in der Hand, mit einigen Offizieren und Zivilisten vor dem hünenhaften

Gefangenen, der ihr schon vor zwei Tagen aufgefallen war. Sie kämpfte sich vor und blieb einige Schritte entfernt stehen, um ihren Atem zu beruhigen und ihr Kleid zu richten.

Cox und die anderen waren bereits zum nächsten Sträfling gegangen.

»Name?«, hörte Moira.

»O’Sullivan.«

Cox suchte die Liste ab. Einer der Offiziellen drehte die Handflächen des Häftlings nach oben.

»Beruf?«

»Feinschmied.«

»Metallverarbeitung also, hm. Kannst du auch mit Holz umgehen? Gut. Sehr gut. In Sydney können wir jeden brauchen, der –«

»Verzeiht, Sir«, unterbrach ihn Cox, der offenbar den richtigen Eintrag gefunden hatte. »Aber O’Sullivan kommt nicht für Euch in Frage. Er kommt nach Toongabbie, wie alle Rebellen.«

Moira sah neugierig auf, als sie das Wort Rebell hörte. Der Sträfling war jung, groß und von schlanker Gestalt. Dunkelbraune Haare umgaben ein schmales, gebräuntes Gesicht mit hohen Wangenknochen. Trotz der Fesseln strahlte er eine gewisse Würde aus, ganz so, als gehöre er gar nicht hierher. Auf verwirrende Weise fühlte sie sich von ihm angezogen.

»Oh, nun gut. Und ich dachte schon, die junge Dame«, der Mann aus Sydney deutete mit dem Kopf auf Moira, »hätte vielleicht Anspruch auf ihn angemeldet.« Er lachte anzüglich.

Moira spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss. Der Gefangene verzog keine Miene, doch für einen Moment traf sie ein Blick aus dunkelgrünen Augen. Dann senkte er rasch wieder die Lider. Ihr Herz schlug plötzlich schneller.

Cox drehte sich um. »Ach, Mrs McIntyre, ich habe Euch gar nicht gesehen. Was kann ich für Euch tun?«

Moira straffte sich und warf dem Mann aus Sydney einen eisigen Blick zu. »Es geht in der Tat um einen Anspruch. Aber hinten, bei den Frauen.«

Schnell hatte sie das Problem erläutert, und obwohl Cox über diese Störung nicht eben erfreut schien, übergab er die Liste seinem Gehilfen und ging zu den weiblichen Gefangenen. Moira folgte ihm, nicht ohne sich vorher noch einmal verstohlen nach dem jungen Sträfling umgedreht zu haben. Auch er hatte sie angesehen. Und selbst jetzt noch glaubte sie seinen Blick in ihrem Rücken zu spüren, brennend wie eine loderende Flamme.